

DR. ANTON OHORN

MARIA
UND
MARTHA

Dr. Anton Ohorn
Maria und Martha
Novelle

Aus: Liebesgaben, Poesien- und Novellen-Album,
Redigiert von Anton August Naaff, Commissions-
Verlag von Brüder Butter, Komlau, 1877

Bibliothek von ngiyaw eBooks

Maria und Martha.

Sie waren einander ganz ähnlich und waren doch nicht Schwestern. Beide waren schlanke, schöne Gestalten, die weiße Stirn von dunklen Haarwellen umwunden, Beide hatten dieselben feuchten, unergründlich tiefen dunklen Augen — doch nein, die Augen waren nicht dieselben; in ihren Augen stand die Verschiedenheit ihrer Charactere klar und scharf geschrieben. Glutvoll, fast sprühend glänzten die Augen Maria's, als Spiegel eines immer lebhaften, vibrirenden Geistes, und Niemand vermochte lange in diese leuchtenden Sterne zu schauen, in denen es beständig aufzuckte wie Wetterleuchten, in denen es geschrieben stand, daß diese Seele einst glühend in Liebe oder Haß sich aufbäumen — vielleicht auch untergehen werde. Denn um den kleinen blühenden Mund lag ein unverkennbarer Zug stolzen Trotzes, und zu diesen Augen mußte dieser Zug gehören.

Auch Martha's Auge war »dunkel wie Gottes Wege«, um mit Mirza Schaffy zu sprechen, aber es lag still wie ein friedlicher klarer Waldsee, und die seidenen Wimpern zogen sich oft halb herab über die

feuchten Sterne und gaben ihnen einen weichen, sehnenenden, schwärmerischen Ausdruck. Sie war ja auch so still, so vertrauend und hingebend in ihrer unbewußten Schönheit, sie, die arme, schüchterne Verwandte der schönen feurigen Maria von Aupa.

Tief im Gebirge, eingeklemmt beinahe zwischen bewaldeten Höhen, lag das kleine Schlößchen, der Wittwensitz der Frau von Aupa, der Mutter Maria's. Es war der einzige Besitz, welcher ihr nach dem Tode ihres Gatten, eines verdienten Soldaten, geblieben, und der Ertrag reichte eben hin zum anständigen Auskommen. Hier wohnte sie mit ihrer Tochter und ihrer Nichte, dem Kinde ihrer Schwester.

An jener Schwester hatte sie schwer gesündigt. Einem bürgerlichen Manne hatte diese vor Jahren die Hand gereicht; der Stolz der alten Familie, welcher sie entsprossen, hatte sich empört über jene Mißheirath, sie galt als eine Ausgestoßene, Verlorene. Und doch, sie war so glücklich! Von ihrem Gatten auf den Händen getragen, lebte sie einige Jahre stillen Glückes ihm und ihrer kleinen Martha. Da griff das Schicksal mit rauher Hand ihr an das Herz, den Mann, welcher ihr Alles war, trug man hinaus todt und bleich, und grün wuchs der Rasen über seinem Grabe. Und der Winter kam und zog den weißen Teppich darüber; als aber auf's Neue die Gräber sprossen und die Bäume

ihre Knospen schwellen ließen, da war sie ihm nachgegangen für den sie so viel geopfert hatte. Sterbend hatte sie ihr Kind der fernen vornehmen Schwester empfohlen, die bisher in schroffer Weise sich nicht um sie gekümmert hatte. Die Todesnachricht traf die Freifrau unerwartet, und ein Gefühl der Reue kam in das stolze Herz.

Eines trüben Tages hielt ein Wagen mit dem Wappen der Aupa vor einem kleinen Hause in der stillen kleinen Landstadt und die Baronin selbst trug ein kleines weinendes Mädchen heraus und setzte es in die Wagenkissen und führte es mit sich fort nach dem friedlichen Schlößchen im Gebirge.

Dort wuchs die kleine Martha mit Maria, die in ungefähr gleichem Alter stand, auf. Die beiden Mädchen waren sehr aneinander gewöhnt, sie betrachteten sich als Schwestern, wenn auch die stolze Freifrau das Adoptivkind mehrfach den Unterschied fühlen ließ.

Mit den grünen Edeltannen, die um das Schlößchen standen, wuchsen die Mädchen auf, so schlank, so frisch wie diese; kein Schatten lag auf ihrem Lebensfrühling. Mit reinem, unentweihten Herzen, mit klarem, ruhigem Auge standen sie in der schönen Gegenwart, erzählten sich noch Märchen aus der

Kinderzeit, wenn sie im Moose saßen am krystallhellen Bergquell und sahen den Blumen mit kindlicher Freude in die großen farbenprächtigen Augen, und wußten es selbst kaum, daß sie groß und schön geworden, schön wie die Blüten in ihrem duftigen Walde.

Aber die Freifrau sah es mit verzeihlichem mütterlichen Stolze, daß Maria nicht mehr ein Kind sei, daß sie bereits eine blühendschöne Jungfrau geworden und sie sah es mit geheimem Bangen zugleich.

Sollte die Blume, die sich so glänzend erschlossen hatte unter ihren Schwestern in Feld und Wald, sollte sie verkümmern und verwelken wie diese in ihrer Einsamkeit?

Als Mutter war sie es ihrem Kinde, als Freifrau ihrem Namen schuldig, Maria in die Welt einzuführen, ihr einen Gatten zu verschaffen, der ihrer würdig wäre.

An Martha dachte sie nicht; sie war ja eine Bürgerliche, für sie war es leichter, einen Gatten zu finden in der Umgegend selbst; sie war ohne Namen, ohne Rang, sie durfte ja gar nicht wählen. Dagegen hatte ihre Tochter aus dem benachbarten Städtchen nichts zu hoffen. Der Adel war spärlich vertreten in der Gegend oder hatte wenigstens keine

heirathsfähigen männlichen Familienglieder, und wenn ihrer ja vorhanden waren, so genügten sie den Anforderungen der stolzen Freifrau nicht, die, wenngleich wenig Vermögen, so doch einen um so größeren Hochmuth besaß. Ihre Tochter war schön, das sagte sie sich wohl hundertmal und darum war sie zu gut für den ersten besten Landjunker, der im Grunde in ihren Augen nur als ein veredelter Bauer galt.

Ihre Tochter mußte gesehen werden, das Andere würde sich finden. Aber nun erkannte die gute Baronin zum ersten Male mit vollem Schmerz, daß sie ohne Vermögen war. Wie gerne hätte sie ihr Kind eingeführt in die glänzenden Cirkel der Hauptstadt, wo sie, umfluthet vom Lichtglanz goldstrahlender Kandelaber, umwogt von knisternden, rauschenden Atlasroben, sich hätte in die Wellen einer Gesellschaft tauchen dürfen, die mit dem Motto »*Noblesse oblige*« nur Blaublut anerkennt und achtet.

Doch — eitler Wunsch, verlor'ne Klagen!

Den Kostenaufwand, um ein Haus in der Residenz zu machen, konnte der kleine Wittwensitz nicht bestreiten, und so gab es nur noch einen Ausweg: In's Bad.

Also in's Bad — das stand fest! Und so war denn an

einem schönen Junimorgen der Reisewagen gepackt mit Koffern und Schachteln, und dazwischen setzten sich Mutter und Tochter. Noch eine Kußhand Maria's, noch ein steifes Kopfneigen der Baronin gegen Martha, die unter dem Thorbogen stand, und der Wagen rollte fort auf der staubigen Straße der Grenze zu, nach dem freundlichen Marienbad, das dem Schlößchen am nächsten gelegen war.

Martha war nicht mitgereist.

Einmal wollte die Baronin etwas ersparen, dann sollte auch Jemand zur Verwaltung des Hauswesens zurückbleiben, und endlich — und das war der Hauptgrund, den die stolze Frau zwar nicht ausgesprochen, wohl aber gedacht hatte — Martha war eine Bürgerliche und wie konnte sie diese in die Kreise einführen, in denen sie sich bewegen, die sie ihrer Tochter erschließen wollte?

Maria hatte sich ungern getrennt von der Cousine, aber diese selbst hatte die beiden ersten Gründe ganz gut eingesehen, vielleicht auch den dritten, ohne daß man ihr denselben gesagt hatte — und so küßten sie sich noch einmal auf die frischen Lippen, die beiden schwesterlichen Gestalten, und dann schieden sie.

Noch lange flatterte das weiße Taschentuch Martha's im Winde, als der Kopf mit den dunklen

glänzenden Haaren, der aus dem Wagen sich herausgeneigt hatte, es längst nicht mehr bemerken konnte, dann ging sie still hinaus in ihren lieben Wald und grüßte, zum ersten Male allein, den sprudelnden klaren Bergquell und die stillen Waldblumen von ihrer Maria.

* * *

Wie eine zur Wirklichkeit gewordene Idylle liegt der kleine Curort Marienbad zwischen dunklen Wäldern, von denen sich die weißen Mauern der Häuser freundlich abgrenzen.

Die Morgensonne glühte auf den Spitzen der freundlichen Kirche, deren Baustyl ganz in das Ensemble des Curortes paßt, sowie auf dem vergoldeten Doppelkreuz des Kreuzbrunnens. Auf der Promenade vor dem letzteren bewegte sich die bunte Menge bei den Klängen der Musik dicht durcheinander und athmete die Morgenluft, die von den bewaldeten Höhen hereinwehte, und trank, weil es eben so Mode ist, einige Becher des kühlen moussirenden Glaubersalzwassers, ließ seine Morgentoilette bewundern und machte Pläne und Vorsätze für den Nachmittag, für morgen und vielleicht für die ganze Woche.

Und dort die hohe schlanke Gestalt mit den dunklen, reichen Haarwellen, die, nur durch ein schlichtes rothes Seidenband zusammengehalten, schwer auf den Nacken niederrollen, mit den dunklen, lebendigen Augen, aus denen es wie Wetterleuchten hin und her zuckt, die an der Seite einer älteren Dame von stolzer Haltung geht, aristokratisch jeder Zoll!

»Wer ist sie?« fragte ein Curgast seinen Begleiter.

»Weiß nicht, bester Graf, die Damen sind wohl erst seit vorgestern hier — doch hier kommt Doctor S. Herr Doctor, kennen Sie jene beiden Damen, dort die schlanke Hebegehalt mit den üppigen glänzenden Haaren und ihre Begleiterin?«

»Ist die Baronesse von Aupa mit Fräulein Tochter und wohnt im »Englischen Hof«. Die Herren entschuldigen — ich habe Eile — guten Morgen!«

»Wenn das nun zu Ihrer Seligkeit etwas beitragen kann, lieber Graf, so wissen Sie's jetzt. Schön ist sie wahrhaftig, aber Sie dürfen sie nicht mit Ihren Augen verschlingen, sonst bleibt uns anderen Sterblichen nichts von ihr übrig und ich denke, wir sollen diese Schönheit auch genießen.«

Der Andere sah ihn mit blitzendem Blick an.

»Huh! Sie sehen ja aus, als ob Sie mich fordern wollten! Gott bewahre — *ich* werde ihr nicht den Hof

machen, ich bin bereits versehen; aber wenn Sie da zu tief schauen, könnten Sie doch Nebenbuhler bekommen. Doch Sie werden ungenießbar, mein Bester — also für Nachmittag, auf Wiedersehen beim Bellevue!«

Der Andere nickte mechanisch mit dem Kopfe. Er hatte sein goldenes Pincenez auf die feine Nase geklemmt und sah noch immer nach der schönen Erscheinung, die langsam, stolz in der Menge untertauchte.

Er war bei Seite getreten und wartete, ob sie zurückkäme. Er war eine prächtige Figur, wie von einem antiken Meister geformt; helle braune Augen blickten fast schwärmerisch unter der weißen hohen Stirn hervor, über die sich ein prächtiges dunkles Haar schmiegte, auf den Lippen saß ein kleines Bärtchen, das er nun in der Erregung mit den feinen behandschuhten Fingern mißhandelte, das Gesicht war von vornehmer Blässe, seine Kleidung gewählt und elegant. Er ging aufwärts dem Brunnen zu — da sah er sie gegenüber dem Musiktempel auf einer der Bänke sitzen, die danebenstehende war — ein seltener Zufall frei. Hastig, als könnte ihm Jemand sein Glück mit jenem Sitze entreißen, eilte er dahin, mit vollendetem Anstand zog er den Hut und ließ sich neben den Damen nieder, welche seinen Gruß kühl, aber höflich

erwiederten.

Unter Gottes freiem Himmel wird es mit der Etikette nicht so genau genommen, als auf glattem Salonboden, und so wußte unser Freund sich rasch mit gewohnter weltmännischer Sicherheit den Damen vorzustellen und sie in ein Gespräch zu ziehen und er hätte eben nicht Graf Julius von —berg sein müssen, um nicht der aristokratischen Mutter angenehm zu sein.

»Kurz, ich gehe nach Marienbad«, schloß der Graf eine längere Auseinandersetzung, »um hier die Natur zu genießen. Der ganze Curort ist ein großer Park mit seinen freundlichen Anlagen, ringsum zieht sich ein prächtiger Kranz duftender Wälder, hier ist gut sein, hier hat die Kunst nur wenig nachzuhelfen gebraucht.«

»Und doch ist es wohl gerade die Menschenhand oder die Kunst«, entgegnete ihm Maria, welche ihm am nächsten saß, »die uns den Ort angenehm macht. Erst durch diese freundlichen Häuser treten die Wälder, von denen sie sich abheben, in ihrer duftigen grünen Schönheit hervor, auf den an sich einsamen Kieswegen, die sich durch das Grün der Anlagen ziehen, findet das Auge mit Vergnügen die geschmackvollen kleinen Tempel, welche die Brunnen überwölben; von allen bewaldeten Höhen blicken uns

freundliche Häuschen entgegen, die uns zum Besuche einladen. Denken Sie das Alles hinweg und Sie werden nicht mehr der Natur allein das Wort reden.«

»Sehr wohl, mein gnädiges Fräulein; aber sagen Sie selbst, ob die Natur ein schöneres Plätzchen hätte wählen können, um die Quellen aus ihrem Schooße hervorsprudeln zu lassen? Denken Sie sich auf schlichter Einöde den gepriesenen Kreuzbrunnen und darüber einen noch weit großartigeren Tempel, als sie ihn hier sehen, so werden Sie wohl an die Heilkraft des Brunnens glauben und werden vielleicht die Kunst an dem Ueberbau bewundern, wenn's in der That des Bewunderns sich lohnt, aber wenn Sie so gesund sind wie ich, werden Sie es wohl nicht lange dort aushalten, weil Ihnen die schöne Natur fehlt. Ich bin einmal der Natur wegen hier und nicht der Quellen, und möchte mich schlechterdings nicht mit den Häusern und Tempelchen begnügen, die ich anderwärts in großartigerem Maßstabe sehen kann, als hier.«

»Aber lassen Sie doch dem Menschenwerk immerhin auch seine Berechtigung! Ich freue mich nun einmal am schönen Ganzen und beantworte mir wirklich nicht die Frage, ob hier Kunst oder Natur mehr gethan hat. Immer aber, meine ich, wird die Kunst der Natur nachhelfen, wenn sie in richtiger Weise eingreift.«

»Das heißt, die Kunst giebt der Natur das zurück in umgemodelter Weise, was sie von ihr gelernt hat, denn jedes schöne Ganze, das die Natur schafft, ist doch nur im Kleinen ein Abdruck des Schönen aus dem großen Ganzen der Natur.«

»Ganz recht, Herr Graf; aber dann ist eben Natur und Kunst ein großes, untheilbares Ganze, und jedes große Werk ist, wie Lessing bemerkt, derart, daß es uns so ganz erfüllt, daß wir seines Urhebers darüber vergessen, daß wir nicht meinen, es sei ein Product eines einzelnen Wesens, sondern der Natur im Allgemeinen.«

»Wenn Sie Lessing für sich sprechen lassen, dann muß ich wohl die Segel streichen. Indeß lassen Sie mich noch ein persönliches Argument anführen. Wie ich anzunehmen mich erühne, sind auch Sie weder der Quellen noch der Häuser wegen hier, sondern lediglich, um Natur und Gesellschaft zu genießen; ich weiß nicht, ob ich zu verwegen bin, wenn ich als langjähriger Besucher dieses Curortes annehme, daß Sie zum ersten Male hier sind. In diesem Falle aber würden Sie mich sehr verbinden, wenn Sie mir gestatten wollten, Ihnen meine Begleitung nach den schönsten Punkten unseres Badeortes anzubieten.« — Die letzteren Worte waren mehr an die Freifrau gerichtet, die auch in freundlicher Weise von dem

Anerbieten Gebrauch machte. — »Wenn Sie mit Lessing so vertraut sind«, wendete sich der Graf wieder an Maria, »hat gewiß auch unser Göthe für Sie Interesse und wenn es Ihnen genehm ist, können wir heute, da der Nachmittag günstig zu werden verspricht, den Göthesitz aufsuchen.«

Die Damen waren einverstanden, die Klänge der Musik verdrauschten, man erhob sich, der Graf begleitete die Damen nach ihrer Wohnung, entzückt über die neue interessante Bekanntschaft. Bellevue und Freunde waren vergessen. Nachmittags ging's zum Göthesitz.

Um Mittag bewegte sich die bunte Menge im kühlen frischen Baumesschatten bei der freundlichen Waldesquelle, die mit ihrem alten Tempelchen mit den blaugetünchten Holzpfeilern und der rothen Kuppel einen anmuthigeren Eindruck machte, als mit ihrem jetzigen neuen steinernen Gewande, das ihr übrigens recht nothwendig war.

Graf Julius hatte seine Damen bald wieder gefunden; die andere Welt existirte für ihn nicht. Es war ein etwas malitiöses Lächeln, das den Mund seines Freundes von heute Morgen, des jungen Baron C., umspielte, der mit einigen Bekannten plaudernd und rauchend sehr behaglich auf einer der Ruhebänke saß,

als er sagte: »Den hat's schon wieder! Das ist nun die Soundsovielte, der er den Hof macht; wann wird denn der einmal ernstlich anbeißen! Uebrigens ist diesmal sein Geschmack beneidenswerth, und wenn ich nicht bereits versehen wäre — na, Ade Bellevue für Nachmittag — der ist nun für mehrere Nachmittage nicht zu haben!« Und der Baron hatte Recht.

Auf einem mäßigen Hügel, rings von grünem Wald umgeben, steht eine abgestumpfte Steinpyramide und eine Bank daneben zu erquickender Rast — der Göthesitz.

Es ist ein stilles lauschiges Plätzchen, schlicht aber anmuthig, das der große Dichter oft besuchte und welches seinen Namen tragen darf. Hier sann er seinen Schöpfungen nach, hier traf er zusammen mit seinen Freunden Grüner und Zauper, mit dem Ersteren eingehend auf das Studium der schönen Natur, mit Letzterem conversirend über Fragen der Literatur und Kunst. Still ist's an dem freundlichen Orte, nur die Wipfel der starken, stattlichen Bäume rauschen, als ob des großen Sängers Träumen sie durchwehte, und gar Manchen hat es theils traulich, theils stolz angemuthet, wenn er auf der Bank saß an der niedrigen Steinpyramide, welche die einfache Inschrift trägt: »Göthe-Sitz«.

Heute war eine Gesellschaft heraufgewandert zur grünen Höhe, lärmend und lustig. Graf Julius hatte sich seine Damen nicht allein für sich retten können, er mußte theilen, aber die Theilung war für ihn günstig ausgefallen.

Ein alter Rittergutsbesitzer aus Preußisch-Schlesien mit einem eben so alten Vetter und einigen fast eben so alten Tanten hatte eben heute auch denselben Weg gewählt. Sie hatten die Baronin in ihren Kreis gezogen, und weil sie in demselben in jeder Weise dominirte, so ließ diese sich die Gesellschaft gerne gefallen und Graf Julius vielleicht noch lieber, denn er fand Gelegenheit, mit Maria allein dem lärmenden Schwarm voranzugehen.

»Sehen Sie, hier sitze ich oft allein, mit einer kleinen Ausgabe unseres Dichters in der Hand«, sprach er; »unter mir zieht das glänzende, lebendige Treiben hin, das mir in solchen Stunden so nichtssagend und klein erscheint, daß ich mich fast schäme, mich je darein gemischt zu haben. Das Auge labt sich an dem dunklen Grün, die Brust zieht voll und durstig den duftigen Waldeshauch ein, ich fühle hier eine Weihe über mir, die mich fast gemahnt, als sollte ich selbst dichten.«

»Ich meine, Ihnen sollte das leicht werden in dieser

Stimmung. Die Einsamkeit, sagt man, weckt Gedanken, und Formengewandtheit wird Ihnen gewiß nicht fehlen. Auch darin scheinen Sie mir Anlage zum Dichter zu haben, — weil Sie ein wenig Schwärmer sind.«

»Und doch habe ich mich noch nie, selbst mit dem unschuldigsten Vers versündigt an der Poesie«, entgegnete er; »wenn ich schwärme, so thue ich es in schlichter Prosa. Um Poet sein zu können, fehlt mir noch die Muse. Nie fühle ich es tiefer und inniger, daß ich ganz allein stehe, daß ich kein Herz mein eigen nenne, an das ich mich lehnen könnte mit Vollvertrauen und Hingebung, als wenn ich auf dieser Höhe stehe. Noch habe ich nicht den Weihekuß reiner Lippen empfangen und ohne das kann man wohl kaum ein Dichter werden.«

Sie hatte erröthend die weichen Lider über die dunklen Augen herabgezogen.

»Gewiß fühlt man in der schönen Natur am meisten sich hingezogen zu einem Herzen, dem man sich mittheilen kann, in das man sein eigenes Fühlen kann überströmen lassen. Wie innig erinnern mich doch diese frischen grünen Bäume an meine stille Heimath. Auch dort grünt hoch und stolz der Fichtenbaum um unser kleines Schlößchen, und großaugige

Waldblumen sprossen aus dem Moose; dort habe ich ein Herz, das mich liebt, an das ich mich oft gelehnt habe, wenn mir die Brust zu weit wurde in der herrlichen Natur und wenn ich die ganze Welt hätte umfassen mögen.«

»Sie haben ein solches Herz? Fast möchte ich Sie beneiden und noch mehr den Glücklichen —«

»*Den* Glücklichen? O nicht doch! *Die* Glückliche könnten Sie allenfalls sagen, wenn Sie durchaus den Ausdruck brauchen wollen, denn ich spreche von meiner Cousine.«

»Nun, sei es auch *eine* Glückliche; Sie haben doch ein Herz, das Ihnen entgegenschlägt, ich habe keines. Wer auch nur eine Seele sein nennt auf dem Erdenrund, ist glücklich — doch wer's nie gekonnt, der stehle weinend sich aus unserm Bund! Ja wahrlich, ich möchte mich hinausstehlen aus der glücklichen, lachenden Menschheit, in der ich Jahre lang schon suche und forsche — ich schau' in alle Blumenkelche und such' ein Herz! Sie haben keins in der Brust, sie tragen Alles, was sie haben, auf den Lippen, drum ist's im Herzen hohl und leer.«

»Sie sind nicht glücklich, Herr Graf?« fragte sie leise, und das blitzende Auge sah beinahe schüchtern zu ihm auf.

»Seit ich Sie kenne, fange ich an, es zu werden. Wenige Stunden erst ist unsere Bekanntschaft alt und doch ist mir, als müßte ich Sie schon lange und lange kennen, als sollte ich diese Augen schon im Traume der Nacht gesehen haben; mir ist, als sollten Sie mein Engel werden —«

Er hatte ihre Hand erfaßt und führte sie an seine Lippen, sie zuckte auf unter der Berührung, scheu und rasch zog sie dieselbe aus seiner Rechten, wie unwillig beinahe wendete sie sich ab und trat zu der Mutter, welche mit der Gesellschaft weiter vor ihnen im Walde stand.

Er war erschrocken einen Moment stillgestanden, nun trat auch er zu der Gruppe mit gleichgiltigem Wort. Jetzt war es ihm lieb, daß die Gesellschaft mit heraufgekommen war. Er fühlte sich verstimmt, ärgerlich über sich selbst, und auch Maria sprach wenig auf dem Heimwege. Drunten klang die Musik von der Promenade her, er ging nicht hin, er eilte auf seine Wohnung, nachdem er sich von den Damen verabschiedet hatte.

Graf Julius war eine leicht erregbare Natur, empfänglich für Schönheit, zumal für Frauenschönheit. Weich, schwärmerisch, zu einer gewissen Sentimentalität geneigt, hatte er bisher bald durch

zärtliches Schmachten, bald durch rücksichtslos vorgehende Kühnheit sich viele Frauenherzen wie im Sturme erobert, ohne sich viel Mühe zu geben, das Gewonnene zu erhalten, ohne daran zu denken, sich fest zu binden. Ihm genügte und schmeichelte der Triumph, gesiegt zu haben, an Anderes dachte er nicht. Widerstand hatte der jugendlich schöne, reiche, angesehene Mann bisher wenig gefunden und so hatte er sich in sein Don Juan-Leben derart eingelebt, daß ihm dies eigenthümliche Mädchen imponirte, was ihn um so sonderbarer berührte, als er fühlte, daß er hier intensiver getroffen sei, als je zuvor.

Wenn er sich so einer gewissen Mißstimmung hingab, so zeigte er eben, daß er trotz seines vielen Umganges mit Frauen doch kein Kenner des weiblichen Herzens sei; er hatte eben bisher mit Dutzendmenschen verkehrt und wußte sich darum in einem Herzen, das mit seinem natürlichen, ungekünstelten Wesen ganz von dem gewöhnlichen Schema abwich, nicht zurechtzufinden. Hätte er geahnt, daß bei der Berührung der Hand Marias ihre Seele aufgezuckt war in einem bisher nie geahnten Gefühle, daß sie mit ihrer Flucht sich beinahe instinctiv diesem ungekannten Etwas, das sich in ihr regte, zu entziehen suchte, er hätte sich ihr Handeln anders gedeutet, als er that. Hätte er sie gesehen, die

frische Waldblume, wie sie des Abends lange noch in ihrem Zimmer einsam saß und sann, ob sie ihm nicht wehe gethan, ob es nicht an ihr sei, ihn um Verzeihung zu bitten, — er würde aufgejauchzt haben in Wonne.

Aber sie blieben sich noch einige Tage beinahe fremd; er sah die Damen täglich, er begleitete sie auf ihren Ausflügen; Maria war schüchtern beinahe und bangend, er fühlte sich in Folge dessen gedrückt und unbehaglich und suchte wieder nach einer Annäherung.

Es war ein prächtiger Tag. Heiß lag der Sonnenstrahl auf der ruhigen Erde, da fuhren die Damen und Graf Julius nach dem Mittagstisch nach dem Berge Podhorn, einer vielbesuchten Parthie bei Marienbad. Der Wagen hielt vor dem schlichten, in Schweizerart gebauten Gasthaus und man ging zu Fuß den Pfad hinan nach dem Bergesgipfel. Von da oben sah man weit hinein in's Land. In der Ferne blau und nebelhaft zogen sich die Bergkuppen des Böhmerwaldes hin, kleine Städtchen und Dörfer waren friedlich über der Hochebene von Tepl zerstreut, im Osten lag, von dunklen Bäumen umrauscht, die Abtei Hroznata's, das alte Stift Tepl, und sah mit den grauen Thürmen recht melancholisch drein; am Fuße des Berges zog sich ein großer Teich hin, ein mächtiger glitzernder Spiegel in grünem, saftigfrischem

Waldesrahmen — es war ein liebliches Bild. Sie standen und schauten, und bemerkten nicht, daß von Südwesten her gegen Marienbad dunkle Wetterwolken zogen, und erst als der erste Blitz grünlichfahl die Wolkenstirn des Himmels durchfurchte und der Donner ihm nachrollte, da schrakten sie auf aus ihrer Betrachtung, aus dem Gespräch über Gegend und Leute, das der Graf, als Einer, dem das Alles geläufig war, in angenehmster Weise zu führen wußte.

Eilig machte man sich auf den Rückweg; aber schon fielen schwere Tropfen nieder und der Sturm zog durch die Baumeskronen. Der Graf hatte sein Plaid, welches die Freifrau entschieden abgelehnt hatte, um Mariens Schultern gelegt, die sehr leicht gekleidet war, sie ließ es willig geschehen, und als er ihr den Arm bot, gab sie ihm beinahe scheu den ihren. Sie sprachen nicht, aber sie zuckte zusammen, wenn er beim raschen Gehen ihren Arm enger an sich preßte, das Plaid fester um sie zog.

Prasselnd schlug der Regen nieder, vermischt mit Hagel, als sie am Fuß des Berges in dem Gasthause, wo der Wagen stand, anlangten. Sie traten in die niedere Stube, in der sich mehrere Gäste befanden, und setzten sich an einem der Tische nieder. Die Anwesenden kümmerten sich wenig um die Angekommenen und ließen sich in dem Lärm nicht

stören, der ihrer Meinung nach wohl zur Gemüthlichkeit der Unterhaltung gehörte.

Die Freifrau war aufgestanden und an das Fenster getreten, um zu sehen, ob das Gewitter sich verziehe und hatte dem gleichfalls anwesenden Kutscher aufgetragen, sobald der Regen etwas nachgelassen habe, einzuspannen. Graf Julius und Maria unterhielten sich in französischer Sprache.

»Ich habe Sie noch um Verzeihung zu bitten«, sprach er, »wegen meiner Kühnheit am Göthesitz. Sie haben mir damals gezürnt, weil ich im Drange meines Gefühls zu weit gegangen bin, und Sie zürnen mir heute noch.«

»O gewiß nicht; wie sollte ich Ihnen zürnen? Ich bin es, die für mein beinahe kindisches Betragen um Verzeihung bitten sollte.«

Da leuchtete es hell auf in seinem Auge.

»O, dann ist Alles gut, dann bin ich wieder glücklich. Sie zürnen mir also ganz gewiß nicht?«

Er streckte ihr die Hand entgegen. Langsam, fest legte sie ihre schlanken weißen Finger hinein und erwiderte seinen Händedruck. Und zwei Augenpaare begegneten einander und gestanden einander, was der Mund noch scheu verschwieg.

Die Baronin trat vom Fenster zurück, der Regen

ließ nach, ein schöner Doppelregenbogen stand über dem als man abfuhr.

Graf Julius war glücklich, er war festgebunden und diesmal wollte er die Fesseln nicht zerreißen, Er wollte sie noch fester knüpfen; er erkannte den vollen Werth dieses jungen, reinen Herzens, er mußte sie gewinnen, sie mußte sein eigen werden.

Und Maria? Sie war sich klar geworden über das Gefühl in ihrem Innern. Es war die erste, reine Liebe, die mit ihrem Zauber in ihr Herz eingezogen und sie gab sich ihr hin mit aller Innigkeit, deren ihre auflodernde Natur fähig war; sie war stolz, von einem Manne sich geliebt zu wissen, der so schön, so geistvoll war, dem man überall huldigte und entgegenkam.

Ihre Mutter hätte nicht Welt- und Menschenkenntniß besitzen müssen, um nicht einzusehen, wie die Sachen stehen; aber sie schwieg und ließ den Dingen ihren Lauf, um erst im entscheidenden Augenblick einzugreifen. Sie fühlte, sie hatte ihr Kind nicht umsonst nach Marienbad gebracht.

Einige Tage vergingen. Sie sahen sich täglich und die junge frühlingsschöne Liebesknospe entfaltete sich immer lieblicher. Die Bekannten des Grafen merkten

es mit Staunen, wie er diesmal so ganz und innig sich seiner Neigung hingab und jedem Witzwort über seine Beziehung zu Maria ernst und entschieden entgegentrat. Er, der gewohnt war, über Frauenliebe und Frauenleben in beinahe leichtfertiger Weise zu plaudern, der jedes Herz, das sich ihm zum Spielzeug hingab, unter Seinesgleichen rücksichtslos bloßstellte, — er war nun stumm und verschlossen, er lag verstrickt in Fesseln, die ihm lieb waren, weil sie ihm ungewohnt waren in ihrer Eigenart, die ihm zu theuer waren, als daß er sie mit banalem Witzwort profanirt hätte. Sein Dasein schien erst einen Zweck gefunden zu haben, seine bisherige leere Unterhaltungssucht war diesmal dem ernstesten Streben gewichen, sich hier dauernd zu binden. —

Er ging an ihrer Seite hinauf nach der freundlichen Höhe des Meczery-Tempels. Hinter ihnen zog sich eine plaudernde Gesellschaft, die sich in nichtssagendem Wortschwall gefiel, welcher Beiden unangenehm war. Darum hatten sie sich getrennt von den Anderen und schritten voran. Eine gewisse weihevollere Stimmung lag über Beiden, sie sprachen wenig und doch begegneten sich ihre Gedanken

So standen sie auf der lieblichen Anhöhe. Zu ihren Füßen lag der freundliche Curort in seiner stillen Ruhe, zwei einsame weiße Vögel kreisten über ihren

Häuptern und unter ihnen tönend halbverklingend die Stimmen der Gesellschaft.

Marie war vorgetreten zwischen die Felskuppen, die, malerisch durcheinander geworfen, vor dem kleinen Holztempel sich drängen, und hielt die weißen Hände über die Augen, als müsse sie die Blicke schließen, um nicht trunken zu werden von dem vollen farbigen Bilde, das unter ihr lag. Er stand hinter ihr und sah sie an, beinahe schüchtern. Ihm lag ein Wort auf der Zunge, ein schweres und doch so unendlich süßes Wort, ein Wort, das er wohl oft schon entweicht vor anderen Frauen, und darum vielleicht mochte es seine Lippe nicht aussprechen diesem Mädchen gegenüber, dessen unbewußte Reinheit und natürliche Grazie ihm imponierten.

Sie wendete sich um und wollte nach dem Tempel zurückkehren, aber noch geblendet von dem hellen Lichtschein strauchelte sie über eine der grauen bemoosten Felskuppen und wankte.

Da wußte er selbst nicht, wie es geschehen war, er fühlte sie plötzlich in seinem Arm, um sie zu halten, er hatte sie so innig, so fest umschlungen und seine Augen sahen so tief und sehrend in die ihren und sein Mund stammelte: »Liebste, beste Maria!«

Der schlanke Mädchenleib zitterte, Blässe ging

einen Augenblick über ihre Wangen, dann aber loderte die tief in dieser Seele liegende Leidenschaft in hellen Flammen empor.

Sie legte ihren Arm um seinen Nacken und lehnte sich an seine Brust, — sprechen konnte sie nicht, aber sie reichte ihm selbst mit rührender Natürlichkeit die unentweihten Lippen zum Kusse.

Und da stand schon die Gesellschaft hinter ihnen auf dem Gipfel, und sah hin auf das seltsame Schauspiel, wie die beiden jugendlich schönen Gestalten weltvergessen aneinander gelehnt, glücklich in Gottes schöner Schöpfung standen

Das Geräusch der Tritte schreckte sie auf, kein Wort aber hatte die Weihe der Minute unterbrochen. Verschämt hatte sie sich seinem Arm entwunden, aber die Hand der Erröthenden hielt er fest. Er wußte, was er ihr schuldig war in diesem Augenblick.

Stolz hob er seine schöne Gestalt und mit edler Würde und sicherem Anstand sprach er: »Meine Damen und Herren, ich bin so glücklich, Ihnen hier meine theuere Verlobte vorzustellen!«

Die Worte der Mutter, die den Schein der Ueberraschung wahren wollte, gingen unter in dem allgemeinen Glückwünschen. Das war seit Langem ein schöner Tag im Leben der Freifrau.

* * *

Der Herbst zog ein in's Land, fahl wurde das Laub an den Bäumen und über die Stoppeln flogen die weißen glänzenden Fäden

Um das kleine Schlößchen aber, welches die Freifrau bewohnte, rauschten die immergrünen Fichten und sausend sang der kleine Waldbach, der thalabwärts zog, sein Lied hinaus aus dem dunklen Grün seiner Heimath in die weite herbstliche Gotteswelt. Ueber dem Schlößchen lag der gewohnte Friede, die ununterbrochene Sabbathstille; Maria war ein wenig leidend und doch dabei selig im Bewußtsein, Braut zu sein und täglich den Bräutigam erwarten zu können. Die Freifrau war glücklich in ihrem Kinde und Martha war es ebenfalls, weil es ihre Verwandten waren und weil sie ihre Cousine wieder hatte. Den breiten lichten Strohhut mit dem gelbseidenen Band auf die üppigen glänzenden Haare gedrückt, im schlichten Gewande war sie hinausgegangen in's duftighohe Waldesreich und hatte sich in's Moos niedergelassen. Sie stützte das schöne Haupt in die schmale weiße Hand und schaute traumverloren in den vollen rothen Blütenkelch, den sie in ihrer Linken hielt. So merkte sie es nicht, daß ein junger schöner Mann, der langsam den Waldweg daher kam, sich ihr

von rückwärts näherte. Jetzt stand er einen Moment still und betrachtete sie mit stiller inniger Zärtlichkeit, dann kam er leise auf den Zehen näher, und das weiche Moos dämpfte bereitwillig seinen Schritt. Unmittelbar hinter ihr stand er stille und beugte sich herab, bis der Duft ihres Haares ihn umfloß, dann aber schloß er plötzlich und mit seelenvoller Innigkeit den Arm um ihren Nacken und indem er ihr das Haupt rückwärts bog, küßte er sie leise auf die weiße Stirn. Sie war erschrocken aufgestanden und stand erröthend vor ihm. Er sah sie an — es war seine Braut und doch, sie kam nicht, sich in seine Arme zu schmiegen, die er ihr entgegenstreckte. Er sah sie wieder an; sie war es nicht; das waren nicht ihre leuchtenden, unstäten Augen, die Augen ihm gegenüber sahen in holder Verwirrung und doch so träumerisch weich zu ihm empor.

»Mein — Fräulein —«

Er wußte nicht, wie er beginnen sollte. Sie hatte ihre Ruhe und Fassung wieder und sie hatte ihn erkannt nach seinem Bilde.

»Herr Graf, Sie haben sich geirrt, ich bin die Cousine Ihrer Braut.«

Ihm hatte nur das Wort gefehlt von diesen reizenden Lippen, um ihm seine gewohnte weltmännische

Sicherheit wieder zu geben. Mit höflichem Wort entschuldigte er sich, da die Aehnlichkeit mit Maria eine wirklich frappante sei, und weil sie ja ohnehin bald in Verwandtschaftsverhältnisse treten würden, so könne ihm der Kuß wohl verziehen werden. Sie gingen langsam neben einander hin im grünen duftenden Wald. Durch die Zweige fielen glänzende Lichtstreifen herab auf den Weg und auf das rosige Gesicht Martha's, von dem der Graf seine Blicke kaum wenden konnte.

Er hatte seinen Wagen auf der Straße fortfahren lassen, er selbst wollte zu Fuß auf kürzerem Wege, den man ihm im Städtchen bezeichnet hatte, das Schloß erreichen. Nun lag es vor ihm, freundlich, mit lichten Mauern, in einfachem Styl erbaut, aber er hätte gewünscht, daß es noch weit entfernt gewesen wäre. Das Bild seiner Braut war beinahe plötzlich aufgegangen in der lieblichen, ihr so ähnlichen Gestalt, die bescheiden an seiner Seite ging und nur manchmal warm aus den großen frommen Augen nach ihm aufschaute.

Er sehnte sich nicht mehr, seiner Braut entgegen zu treten, ja er scheute sich fast davor; er wußte, er würde ihr nicht mehr ganz jene Zärtlichkeit entgegenbringen mit der er sich auf den Weg gemacht hatte. Zwar schloß er die Freudigerregte in seine Arme und küßte

ihr zum Gruß die rothen Lippen, aber das Feuer, das ihn noch vor Kurzem für sie durchlodert, die Sehnsucht, die ihn zu ihr getrieben hatte, war gedämpft. Er zwang sich allerdings, nichts merken zu lassen, allein mit jenem den Frauen eigenen Scharfblicke merkte Maria doch bald, daß er kälter sei, daß er mit Vorliebe sich zu Martha wende im Laufe des Gesprächs. Sie wurde verstimmt, einsilbig, und dann war er es wieder, der sie kälter fand, und so entfremdeten sich die beiden Herzen langsam, deren Eines in glühender Liebe überwallte und in der Einsamkeit heiße Thränen weinte, während das andere ängstlich noch den äußern Schein einer Zärtlichkeit wahrte, die im Innern langsam zu verglimmen begann.

Auch Martha sah mit stillem Kummer, wie ihre liebe Maria litt und um so mehr, als sie einsah, sie sei die eigentliche Ursache davon. Mit beinahe ängstlicher Scheu wich sie einem Gespräche mit dem Grafen aus, um in ihm nicht eine Leidenschaft zu wecken und zu nähren, die in ihren Folgen das Glück eines jungen, reinen Herzens, den Frieden eines ihr theuren Hauses stören mußte und — um sich selbst zu retten. Um sie, das schlichte bürgerliche Mädchen, hatte man sich ja bisher so wenig gekümmert, sie war das Aschenbrödel des Hauses, und nun kam ein junger, stolzer, glänzender Cavalier und widmete ihr, der armen

Waise, eine Aufmerksamkeit, die ihr einen unbestrittenen Vorzug gab vor ihrer adeligen Cousine.

Auch der Graf kämpfte einen bangen Seelenkampf. Er erkannte, es sei eine Ehrenpflicht, dem Mädchen, das er auf der waldigen Anhöhe über Marienbad der Gesellschaft als seine Verlobte vorgestellt hatte, auch die Hand zu reichen zum unlöslichen Bunde, und andererseits meinte er wieder an ihrer Seite nicht jenes Glück zu finden, das er damals sich geträumt hatte. Seine unstäte Don-Juan-Natur kam wiederum zum Durchbruch; er fand die sanften, schwermüthigen Augen Martha's weit schöner, als die leidenschaftlich lodernden seiner Braut; Martha schien ihm die eigentliche Verklärung des Bildes zu sein, dem er bisher gehuldigt hatte. So lebte er in einem inneren Zwiespalte und schwankte zwischen den beiden Gestalten, in denen Pflicht und Liebe ihm entgegentraten. Seiner Familie war er die Heirath mit der Tochter der Adelsfamilie schuldig, seinem romantischen Character machte der Umstand, daß Martha bürgerlich war, diese noch begehrenswerther. Langsam lösten sich die Fäden, die ihn an das Herz seiner Braut fesselten und diese erkannte und fühlte es, wie es ihr das Herzblut kostete, aber sie konnte es ihm nicht sagen, weil sie mehr seine Kälte fühlte, als er ihr gegenüber sie zeigte und weil sie zu stolz war, um eine

Liebe zu betteln, die man einst ihr selbst angeboten hatte.

So vergingen vierzehn Tage. Dumpfe Schwüle lag über den Bewohnern des kleinen Schlosses, der Eine verstand nicht mehr den Anderen, es war ein immerwährendes Suchen und Ausweichen, ein banges Schauspiel, das die Betheiligten vor innerem Kampfe zu keiner Ruhe kommen ließ.

Ein prächtiger Herbstmorgen lag über der Gegend, würzig wehte die Waldluft herüber in den kleinen, wohlgepflegten Garten und auf den bunten, farbenprächtigen Georginen und den freundlichen A stern glänzten Thautropfen. Es war noch früh und Martha saß auf einer der Ruhebänke mit einer Handarbeit beschäftigt, ganz in Gedanken versenkt über die eigenthümlichen Verhältnisse, die sich um sie her entwickelten, in deren Kreis sie unmittelbar gezogen wurde, ja deren eigentliche unschuldige Ursache sie war. Sie konnte sich nicht mehr verhehlen, daß der Graf sie liebe und ihr war wohl und warm bei dem Gedanken, sie hätte sich ja so gern an ein Herz geschmiegt, das ihr entgegenkam. Die zarte, schwache Waldesblume suchte sehnsuchtsvoll nach dem Stamm, an dem sie sich aufranken konnte — und doch, ihr war auch wieder so bang und schmerzlich um Maria's willen, der sie so ihr ganzes Glück und Hoffen

zerstörte. Mit Selbstüberwindung wich sie dem Grafen aus, wenn auch mit einem Schmerzgefühl in der Brust, daß sie einer Anderen — und wäre es auch ihre geliebte Maria — den Mann gönnen sollte, den sie, wie sie sich in stillen Stunden eingestand, lieb hatte, wie bisher noch kaum einen Menschen auf der ganzen Erde, seitdem ihre Mutter gestorben war. Sie sah auf, denn der Kies knirschte unter dem Fußtritt eines Nahenden — und er stand vor ihr und streckte ihr freundlich die Hand entgegen zum Morgengruß. Sie konnte ihm diesmal nicht entfliehen, sie stand schüchtern und erröthend vor ihm und legte die zitternde schmale Rechte in seine Hand.

»Sie machen zeitig ihren letzten noch blühenden Schwestern den Morgenbesuch«, begann er, indem er sich neben ihr auf der Gartenbank niederließ. »Darf ich Ihnen Gesellschaft leisten oder störe ich Sie in angenehmen Morgenbetrachtungen?«

»Ihre so frühe Anwesenheit im Garten ist mir überraschend, störend nicht.«

»Weshalb überraschend? — Weil Sie vielleicht gewohnt sind, die Morgenstunden stets allein hier zuzubringen? Maria schläft wohl noch. Ihr fehlt eben der Sinn für Schönheit in der Natur, darum redet sie dem Gekünstelten das Wort«, sprach er etwas bitter.

Martha sah mit leisem Vorwurf nach ihm auf.
»Maria ist leidend, und die Morgenluft könnte ihr schaden; Sie urtheilen hart, Herr Graf!«

Er war rasch aufgestanden und schritt wie unwillig einmal mit schnellem Gange auf dem Kies vor ihr auf und ab. Plötzlich blieb er vor ihr stehen und fragte:

»Haben Sie schon eine Selbsttäuschung erlebt? Haben Sie schon einmal geliebt?«

Sie sah mit einem eigenthümlichen, fremden Blick aus den großen, dunklen Augen nach ihm.

»Nein, nein, weder das Eine noch das Andere«, sprach er rasch; »es kann nicht sein — darum können Sie mich nicht verstehen. Wenn man in ein Bild verliebt war, soll man es nicht wegwerfen, wenn man den Gegenstand findet?«

Sie schwieg und blickte verlegen zur Erde nieder, indem sie eine eben abgebrochene Aster zerpfückte.

»Seien Sie nicht so grausam mit der armen Blume«, sagte er fast hart, so daß sie den Stengel mit den wenigen Blütenblättern fallen ließ. Er setzte sich wieder neben sie.

»Sie haben noch nie geliebt, Sie wissen nicht, was es heißt, sich einem Wesen ganz hingeben, das man für Verwirklichung seines Ideals hält. Sie können auch nicht wissen, wie es thut, wenn man findet, daß man

nicht das Original, sondern nur eine gut gelungene Copie besitzt. Was soll ich in Bildern zu Ihnen reden? — Maria glaubte ich zu lieben und Sie habe ich in ihr geliebt, noch ehe ich Sie gesehen hatte.«

»Herr Graf —«

Erröthend hatte sich das Mädchen erhoben; er hielt sie fest an der Hand.

»Ich lasse Sie nicht, Martha, Sie müssen mich hören. Schon zu lange trage ich diese trostlose Leidenschaft herum, schon zu lange treibe ich ein Spiel mit einem Herzen, das ich nicht länger täuschen kann. Ich muß Marien mittheilen, daß ich sie nicht liebe, daß ich sie achte und ehre als Abbild von Ihnen, daß ich ihr nie gehören könne, seit ich weiß, daß Sie es sind, die ich in ihr gesucht und geliebt habe. — Martha, Sie stehen ganz allein, wollen Sie sich mir anvertrauen? Sie begehen keine Sünde an Ihren Verwandten, wenn Sie es thun, denn Maria werde ich nie angehören, auch wenn Sie mich zurückstoßen! Weisen Sie Ihr Glück nicht von sich, ich will Ihnen Hort und Stütze sein, ich will Ihnen eine Heimath geben, Ihnen, dem armen, verlassenen Kinde.«

Sie sah auf in seine Augen; er hatte sich, wie das bei weichlichen Naturen häufig ist, selbst in Rührung hineingeredet und es schimmerte feucht in seinem

Auge.

Seine Worte klangen wie Glockentöne in ihre Seele, die in stillahnender Sehnsucht schon lange einem Liebeswort entgegengelauscht hatte. — Alles um sich her vergaß sie, sie wußte nur, sie sei ein verlassenes, einsames Mädchen, sie hörte nur, wie er Worte inniger Liebe zu ihr sprach, sie sah nur, wie er mit feuchtem Auge sie anblickte und schluchzend hing sie an seinem Halse.

»O ich weiß, daß ich eine schwere Schuld auf mich lade meinen Verwandten gegenüber und doch — Gott helfe mir — ich liebe Dich ja so sehr!«

Er schlang seinen Arm um sie und preßte seine Lippen auf ihre Stirn, auf ihre Augen — er war glücklich und sie mit ihm.

Der Graf war der Mann der Halbheit und der Schwäche, stark in seinen Gefühlen, zögernd im Handeln.

Wie gerne hätte er Marien den Schmerz erspart, aber seine Leidenschaft war größer als jedes Bedenken. Ihr jedoch persönlich sein gegebenes Wort zu kündigen, dazu hatte er in der That nicht den Muth; ängstlich suchte er nach einem Auswege aus dem selbst geschaffenen Labyrinth; zwei Herzen hingen an dem seinen, eines konnte er nur besitzen, das andere

mußte er brechen. Zum ersten Male in seinem Leben überkam ihn Reue über seinen Leichtsin, zum ersten Male machte er sich selbst bittere Vorwürfe, aber er konnte nicht mehr zurück, er mußte vorwärts auf der betretenen Bahn, und wenn er über ein gebrochenes Herz hinwegschreiten mußte.

Er hatte auch nicht den Muth, der Freifrau persönlich entgegenzutreten. Ohne Abschied von ihr und Maria zu nehmen, ging er fort; vom nächsten Städtchen aus schrieb er, und indem er sich entschuldigte, bekannte er Alles und bat, sein Gepäck ihm mit demselben Wagen zu schicken, in welchem er seine Braut Martha werde abholen lassen zu einer seiner Verwandten.

Die Freifrau saß erstarrt, nachdem sie den Brief gelesen, dann brach ihr Zorn los über die heuchlerische, verrätherische, undankbare Martha, während sie sich gleichzeitig um die ohnmächtig gewordene Maria beschäftigte und jede Unterstützung Martha's dabei schroff zurückwies.

Ein furchtbarer Riß war durch das kleine Herrenhaus im Gebirge gegangen.

Martha wurde zum Abschiede nicht vorgelassen. Sie hinterließ ein Schreiben, in welchem ihre ganze, von der Doppelliebe gespaltene Seele lag, dann bestieg sie

den Wagen und warf noch einen langen Blick hinauf nach den verhangenen Fenstern, hinter denen sie glückliche Stunden verlebt hatte. Still weinte sie vor sich hin den ganzen Weg.

Trotz des Widerspruchs seiner Verwandten beschleunigte der Graf seine Vermählung auf jede Weise; es drängte ihn, einmal seinen Jugendthorheiten ein Ende zu machen, einen Abschluß des tollen freien Liebeslebens zu finden, das jede Blume sucht, um sie zu entblättern und wegzuwerfen. In Martha hoffte er sein Ideal verwirklicht, in ihr vermeinte er jene Ruhe zu erringen, nach der er schon lange halb unbewußt rastlos strebte.

Als die Glocken klangen und das Segenswort über die Neuvermählten gesprochen wurde, da wand sich Maria in Fieberschauern auf ihrem Lager in dem kleinen Heimathschlößchen — sie hatte ja eine Seele, die in Liebe oder Haß aufgehen oder untergehen mußte. «

Ihre kräftige Natur überwand die Krankheit; im Hauche des Frühlings lebte sie wieder auf, aber es war nicht mehr dieselbe Maria, welche vordem mit den duftig angehauchten Wangen und den glänzenden Augen sorglos und fröhlich der schönen Gotteswelt entgegenjubelt hatte. Die gebrochene Liebe hatte

Furchen gegraben in Herz und Wangen, das Gesicht war bleich, die Augen lagen tief und still, und sie selbst ging stumm und verschlossen umher. Sie hatte die Liebe herausgerissen mit übermenschlicher Kraft aus ihrem Herzen, aber sie hatte damit auch ihr Herz zerrissen und hatte Niemandem mehr etwas zu bieten auf der Welt.

Auch an Graf Julius sollte die Nemesis herantreten für die vielen getäuschten und für das eine gebrochene Herz. Er liebte sein junges Weib innig und sie ging ganz in seiner Liebe auf. Er suchte kein Vergnügen mehr, er war glücklich bei ihr, glücklicher, als er gehofft hatte.

Doch bald mußte er alles Erdenglückes Flüchtigkeit erfahren, er mußte sehen, wie sein Liebstes schwer erkrankte an einem bösen Nervenfieber, wie die Aerzte kopfschüttelnd und rathlos an ihrem Lager standen, verlassen von ihrem Wissen und ihrer Kunst. Hohnlachend über die Unzulänglichkeit menschlichen Vermögens, halbverzweifelnd stand er dabei und hielt die kleinen fiebernden Hände und sah in die dunklen verlöschenden Augen — aber retten konnte er nicht.

Die schöne Leiche senkte man hinab in den Schoos der Familiengruft, er hatte seine Gattin kaum ein Jahr lang besessen. Vielleicht hatte ein gütiges Geschick sie

ihm entführt noch zu einer Zeit, da sie wußte, daß ihr Gatte sie glühend und innig liebte, vielleicht sollte sie dadurch einer bittern Enttäuschung enthoben werden, die bei dem schwankenden Character des Grafen keineswegs unmöglich gewesen wäre.

Ein Jahr lang irrte er halbverstört umher in Feld und Wald — er, der Mann der Gefühle. Dann trat ihr Bild allmählig zurück; doch ein Faden blieb, der von ihr ausging und zu einer eigenthümlichen Verkettung führte. Er dachte jetzt wiederum an die verlassene Maria, ihr Bild und das seiner verstorbenen Gattin verschwammen ihm in eins; in jener glaubte er diese wiederzufinden und eine tiefe Sehnsucht zog ihn nach dem kleinen Schlöbchen im grünen Walde, wo er, wie ihm seine Reue sagte, viel gut zu machen hatte und gut machen wollte. Die Reue ward ihm leicht, sie kam seinen Wünschen entgegen. Oefters betrachtete er das Miniaturbild Maria's, das er behalten hatte, und es schien ihm keine Versündigung an dem Andenken seiner Gattin, wenn er seine Lippen auf das Medaillon preßte, da er ja in dem Bilde die heißgeliebten Züge der Verstorbenen wiederfand.

Aber würde Maria ihm wieder entgegenkommen? Hatte er sie nicht schwer verletzt? — Und doch, war sie nicht ein Weib? — Er meinte ja das Frauenherz gründlich und ganz zu kennen — und hatte sie ihn

nicht geliebt, heiß und innig? Sollte jene Flamme in ihr ganz erloschen sein, sollte sie gar nichts mehr für ihn fühlen?

Er konnte und wollte es nicht glauben.

Und so reiste er denn wiederum im Spätherbst nach dem kleinen Waldschlößchen. Auf demselben Pfade, auf dem er Martha zum ersten Male gesehen, schritt er wieder hin und wehmüthig und bange wurde ihm zu Sinn; wehmüthig, weil er der lieben Verstorbenen dachte, die er hier zum ersten Male auf die reine Stirne geküßt — bange, weil er dem getäuschten, betrogenen Herzen entgegenging und weil er den Zorn der Baronin beim ersten Begegnen fürchtete.

Langsam ging er durch den dunklen Forst, über dem ein blauer, warmer Herbsthimmel lag wie damals.

Da sah er nicht fern mehr von sich, fast an jener Stelle, wo er einst Martha gefunden, eine weibliche Gestalt — ihm war es, als sei sie es wieder, obwohl er wußte, sie könne es nicht sein, es müsse nur Maria sein. Sie sah ihn nicht, da die Bäume ihn verdeckten, aber er konnte ihr in das Gesicht sehen. Das war nicht mehr die schöne, gesundheitblühende Maria von Aupa, die er geliebt, das war ein bleiches krankes Mädchen, dessen Gesichtsblässe durch die schweren dunklen Haare noch mehr gehoben wurde. Und wie sie so

das auf einem bemoosten Felsenstück, den Kopf in die magere, bleiche Hand gestützt, da wollte ihm der Anblick in die Seele schneiden. Er sah es klar ein, er sei der Mörder dieses Herzens, er habe diese frühlingsschöne Blume geknickt, seinerwillen sei das Herzblut aus diesen Wangen, der Sonnenstrahl aus diesen Augen gewichen, er hätte in diesem Augenblick sich selbst verfluchen, sich vernichten wollen, er kam sich so armselig, so klein und elend vor, wie der verkommenste Verbrecher.

Er wußte kaum, was er that, aber er sprang vor und sank vor ihr in die Kniee und preßte die schmale weiße Hand an seine Lippen.

»Verzeihe, o verzeihe, Du Tiefgekränkte!« stammelte er.

Sie war einen Augenblick erschrocken, dann zog sie rasch ihre Hand aus der seinen und stand auf.

Ihre Stimme klang völlig ruhig und kalt, als sie sagte:

»Was wollen Sie hier, Herr Graf?«

»Dich will ich, und nur Dich!«

»Haben Sie Martha schon vergessen?«

»Ich finde sie in Dir wieder! — O seien Sie nicht hart, Maria! Ich bereue ja bitter, was ich an Ihnen gesündigt, ich will Ihnen ja Alles bieten, was ich habe

und was ich bieten kann.«

»Und was können Sie mir bieten? Den Rest Ihrer armseligen Liebe! Und was soll ich Ihnen geben dafür? — Ich habe nichts mehr zu verschenken, ich habe ja kein Herz mehr, Sie müssen es ja wissen, daß Sie es zernichtet haben mit kalter Berechnung. Stehen Sie auf und spielen Sie nicht Komödie, Herr Graf, ich bin nicht gesonnen, mitzuspielen. Ich habe Sie geliebt, wie nur ein Weib lieben kann, ich habe Ihnen meine ganze erste Liebe entgegengetragen, Sie haben mit stolzem Fuß sie zertreten — was können Sie von mir noch fordern? Ich habe für Sie nur noch Verachtung!«

Sie wandte sich zum Gehen.

Er war aufgesprungen.

»So sollen Sie nicht von mir gehen, Maria! Ich will nicht bitten mehr um Ihre Liebe, ich habe sie verscherzt und ich verdiene sie nicht, aber Sie sollen mich nicht verachten. Ich bin schwach, aber ich bin nicht schlecht. Sie haben mich einstens geachtet, darum möcht' ich mit Fiesco Ihnen sagen, daß Sie mich etwas langsamer verachten lernen sollen. Noch trage ich Ihr Bild bei mir« — er zog das Medaillon hervor — »ich gebe es Ihnen nicht zurück und erst, wenn Sie es wiedererhalten werden, fragen Sie sich, ob Sie mich ganz verachten dürfen. Ich scheide, lassen Sie

mich nicht ganz ohne Trost gehen, reichen Sie mir noch einmal die Hand — zum Abschied — für immer!«

Er streckte ihr die Rechte hin, einen Augenblick besann sie sich, sie sah ihm in's Auge und ihr Blick war feucht; dann gab sie ihm langsam ihre kühle Hand, ohne seinen Druck zu erwidern. Er preßte seine heißen Lippen darauf — dann wandten sie sich von einander ab und gingen nach entgegengesetzten Richtungen — auf Nimmerwiedersehen.

* * *

Noch war kein Jahr seitdem verflossen, da zogen Deutschlands Söhne zur Wacht am Rhein, für deutsche Ehre und deutsches Recht sich zu messen mit dem alten Gegner.

Wir Alle haben ihn miterlebt, den gigantischen Kampf zweier Nationen; wir haben Frankreichs Adler sinken sehen zum Staube vor Deutschlands einträchtiger Stärke.

Der Todesengel hat grausige Ernte gehalten auf den Schlachtfeldern Frankreichs, und besseres Blut hat die gallische Erde nie getrunken.

Es war am Schlachttage von Sedan. Graf Julius von —berg lehnte matt an einem Eichenstumpf, vor ihm

brüllte noch der Donner der Kanonen und der Pulverdampf zog über das Land — aber er achtete es nicht. Aus der Brust floß in dicken dunklen Tropfen das Blut, er lehnte sein Haupt an den Arm des jungen Baron E. und sein Auge verlor seinen Glanz.

Da zog er von seinem Halse ein kleines Medaillon, das Bild eines schönen Mädchens mit dunklem, vollem Haar, und mit matter Stimme bat er den neben ihm Stehenden: »Bringe das ihr, Kamerad — Du weißt ja, wem — gieb mir die Hand — Sieg mit unseren Fahnen — —«. Er zuckte noch einmal krampfhaft auf, der Andere reichte ihm mit feuchtem Auge die Rechte, er nahm das Medaillon — dann drückte er dem Sterbenden das brechende Auge zu. Der Fall von Sedan war seine Leichenfeier.

Baron C. hat das Bild an seinen Bestimmungsort gebracht. Maria sah die dunklen Flecken an, die von seinem Herzblut daran klebten, dann küßte sie es inbrünstig und lange — gewiß, sie hat ihm vergeben, dem Mitkämpfer für Deutschlands Ehre und Größe, der mit seinem Blute seine Schuld abgewaschen hat.
